



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wülcker, B.: Von alten Büchern

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Freimütige Urteile gegen prozesshaften Luxus und gegen andre Ausartungen der Plutokratie wird man in Offizierkreisen viel seltener hören als in Beamtenkreisen.

Auch ist wohl nicht zu leugnen, daß die nahe Beziehung, die der Offizierstand zu der Plutokratie hat, nicht ohne Wirkung auf das Beamtentum bleiben kann, daß manche Beamten, die durch Erbschaft oder Heirat größeres Vermögen erlangt haben, diesen Vorzug hervorkehren, ihre Beziehungen zu der Plutokratie pflegen und die Beziehungen zu ihren weniger gut gestellten Kollegen mehr oder weniger vernachlässigen.

Geht die Entwicklung so ungehindert weiter, so kann es dazu kommen, daß sich zum mindesten in großen Städten die vermögenden Beamten und die Beamten, die auf ihren Gehalt angewiesen sind, gesellschaftlich scheiden. Ob es dann bei gesellschaftlicher Scheidung bleibt, oder ob nicht die Beamten, die auf ihren Gehalt angewiesen sind, es nach und nach aufgeben, die Interessen von Industrie und Großkaufmannschaft politisch zu unterstützen — was bisher von ihnen als etwas Selbstverständliches erwartet wurde —, darüber kann man nur Vermutungen anstellen. Sicher ist, daß mit dem Wegfallen dieses Verbindungsglieds die sozialen Gegensätze zwischen reich und arm noch schärfer hervortreten werden, und daß dann in der traditionellen Einheitlichkeit des preussischen Beamtentums eine Änderung eintritt, deren Folgen für die Tüchtigkeit unsers Beamtentums noch nicht zu übersehen sind.

Es war wohl der Zweck, die Offiziere immer auf der höchsten gesellschaftlichen Stufe zu halten, der dazu führte, bei der Eheschließung von Offizieren hohe Kauttionen zu fordern. Das ließ sich auch vor dem Jahre 1870 erreichen. Seitdem sind die Unterschiede zwischen reich, vermögend und arm immer größer geworden. Und diese Entwicklung hört noch lange nicht auf. Der Versuch, ihr von Jahrzehnt zu Jahrzehnt durch Erhöhung der zu fordernden Kauttionen zu folgen, hat aber seine natürliche Grenze.

Es ist Sache der Militärbehörden, zu prüfen, ob sie Anlaß haben, diesen Zustand zu ändern, oder ob auch durch die offenbaren Mißstände, die er mit sich führt, das, was die Militärbehörde damit bezweckt, nicht zu teuer erkauft wird.



## Von alten Büchern

Von B. Wülker



Vor fünf und zwanzig Jahren hatten die alten Bücher gute Zeiten. Die deutsche Renaissance beherrschte das aufblühende Kunstgewerbe und die Einrichtung der Wohnungen. Wer sich nicht bis zur Pracht der mächtigen alten Schränke und kunstvollen Kredenzen, der Samt- oder Lederstuhl, der kostbaren Pokale und bunt emaillierten Krüge aufschwingen konnte oder wollte, der richtete sich doch gern ein „altdeutsches“ Zimmerchen ein mit Bauernstühlen und bemalten Truhen und rheinischem Steinzeug. Da nahm sich denn auf dem schweren Eichentisch

ein ehrwürdiger Foliant aus dem sechzehnten Jahrhundert mit festen lederüberzogenen Holzdeckeln und abgegriffnen Metallschließen gar stattlich aus, und auf das Wandgesims zwischen die Zinnhumpen und Steinkrüge legte man wohl noch ein handliches, goldgepreßtes Büchlein aus etwas späterer Zeit, so ein gutes dickes Knörzchen, das mit seinen schmalen Blättern und seinem breiten, vielgebuckelten Rücken fast würfelförmig dasteht. Die biegsamen, glatten Pergamentbände fanden geringere Gunst, weil ihre helle Farbe nicht zu dem dunkeln Holzwerk stimmen wollte.

Als dann in historischer Folge Rokoko und Empirestil die ernste Renaissance verdrängten, sah man sich nach den zierlichen, zartfarbnen Almanachen und Taschenbüchern um aus der Zeit, wo der Großvater die Großmutter nahm, und glücklich schätzte sich der Mann, der das seidengebundene Stammbuch einer — echten oder fiktiven — Urgroßmutter aufweisen konnte.

Nur die Bücher des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich der Gunst der Mode nie zu erfreuen. Freilich wurden ihre Rückchen immer schlichter; statt des goldgepreßten Leders überzog die Deckel ein gelbbraunes oder buntgemasertes Papier, und nur der Rücken und die Ecken behaupteten noch ihren Anspruch auf Lederbekleidung. Das dünne und oft unreine Druckpapier ließ den Druck durchschlagen, und die eng zusammenrückenden Typen erschienen grau auf grau.

Doch die Ausstattung sei, wie sie wolle, einem Bücherfreunde wird die Originalausgabe immer die liebste sein, und zwar nicht allein aus kritischen Gründen. Denn am unmittelbarsten redet ein Autor zu uns, wenn wir ihn in einer Ausgabe seiner Zeit lesen. Die Orthographie, die Titeltupfer und Vignetten, die Initialen und Leisten, der Vermerk, daß das Buch mit allergnädigster K K Freiheit erscheine, oder auch das vorgedruckte Privileg selbst, Einband, Druck und Papier, all das sind Obertöne, die harmonisch mitschwingen. Die alte Zeit wird uns lebendig, und wir sind fast betroffen, wenn einmal auch eine Saite gestreift wird, deren Klang an die gewohnten Weisen von heutzutage erinnert, wenn wir in Lichtenbergs geistvollen Aphorismen mitunter einem Worte begegnen, das einer der modernsten Theorien entnommen sein könnte, wenn der alte Brocks von der vielstufigen Leiter spricht, darauf der Affe „dem Menschen näher stehet, als es fast der Stolz erlaubt,“ oder wenn der rheinische Hausfreund die grüne Farbe der Eidechsen für natürliche Schutzfärbung erklärt. („Bekanntlich haben nicht alle diese Tiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Tieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.“ Hebel, Die Eideyen.) Manche Leute verstehn sich auch darauf, aus solchen verlornen Anklängen allerlei wunderbare Dinge herauszuhören, davon sich der Verfasser nichts träumen ließ, und wer weiß, ob es nicht noch einmal einem übereifrigen Verehrer Calderons einfällt, den Dichter, der einem alten Volksglauben in den Worten Ausdruck gibt:

Kann die Schlange, die das Gift gab,  
Nicht das Gegengift auch geben? \*)

als Vorahner des Calmetteschen Schlangengiftserums zu preisen.

Aber klar und lebendig treten uns Fragen und Bestrebungen der Gegenwart in einem Buche des achtzehnten Jahrhunderts entgegen, das von der Literaturgeschichte nur mit höchsten Ehren genannt wird, und dessen vier Bände doch nur selten aus ihrem beschaulichen Ruhedasein auf den Repositorien der öffentlichen Bibliotheken gestört werden — in Justus Möser's Patriotischen Phantasien. Wie in einem klaren Spiegel sehen wir da Aufgaben und Fragen, die der heutige Tag uns stellt, in schöner Helle, und in den kunstvollen Rahmen sind allerlei vergnügliche Bildchen eingeschliffen, Kokodamen mit Plumets à la Louis seize und Allonges à la d'Artois, zierliche Kammerjungfern und derbe Bauerntänze, uralte niedersächsishe Hoffstätten und verschnörkelte „englische Gärten.“

Woher kommt es, daß die Patriotischen Phantasien so wenig gelesen werden? Trägt vielleicht der Titel die Schuld? Wer Möser noch nicht kennt, dem mag, wenn er von patriotischen Phantasien hört, eine Vorstellung kommen von lyrisch rhetorischen Ergüssen, von schwungvollen Bardengesängen, die wohl angetan ist, den modernen Leser einzuschüchtern. Wie sollte er auch vermuten, daß dieser Titel einer Sammlung von Wochenschriftsartikeln und kleinen Erzählungen angehört, „die mehrenteils ihren eignen komischen Ton haben,“ und darin alles andre eher zu finden ist als Gefühlschwelgerei. Feuilletons könnte man sie dem lebhaften, ungezwungenen Stil nach nennen, aber diese Bezeichnung gibt keinen Begriff von dem Reichtum an großen und fruchtbaren Ideen, die der Verfasser darin niedergelegt hat, und deren Fülle heute noch nicht ausgeschöpft ist.

Als im Jahre 1774 die erste Sammlung der Patriotischen Phantasien erschien, konnte der Titel, der so wenig vom Inhalt verrät, das Publikum nicht irreführen. Die einzelnen Artikel waren schon während einer Reihe von Jahren in den Osnabrückischen Intelligenzblättern veröffentlicht worden und hatten in verschiednen Monatsschriften ihren Weg durch Deutschland gefunden. Die Herausgabe wurde freudig begrüßt. Goethe, der den „herrlichen Justus Möser“ zu den „bewährtesten Männern des Vaterlands“ zählt, dem der „unvergleichliche Mann“ „unendlich imponierte,“ hatte das Erscheinen der Sammlung kaum erwarten können; er trug sie mit sich herum, wann, wo er sie aufschlug, ward's ihm wohl. Vom Berliner und vom Wiener Hof wurde „Allerhöchster Beyfall“ gemeldet. „Über meine Phantasien erhalte ich die mehrsten Komplimente aus Wien, und ich habe dem Kaiser [Joseph dem Zweiten] selbst über einige Punkte Erläuterungen geben müssen.“ (Möser's Briefe an Nicolai.)

In der Vorrede spricht Möser die Besorgnis aus, vieles sei zu lokal und möge auswärts einen Erdgeschmack haben. Gerade dieser „Erdgeschmack,“ dieses

\*)

Dar la triaca no puede  
Sierpe que dió el veneno?

(Triaca = Theriak galt noch zu Calderons Zeit für das wirksamste Gegengift.)

Ausgehn von besondern Verhältnissen, und zwar von den Verhältnissen eines Landes wie Osnabrück, wo sich Recht und Herkommen aus alter Zeit in ununterbrochener Überlieferung erhalten hatten, dieses Zurückgreifen und Vertiefen in die älteste deutsche Verfassung gibt den Patriotischen Phantasien ihren eignen Reiz.

Als Justitiar, Syndikus der Ritterschaft und Berater des Regenten von Osnabrück hatte Möser einen umfassenden Überblick über alle Verhältnisse des Bistums gewonnen. Der hochangesehene *Advocatus Patriae* (ein Titel, den man nicht durch die scheinbar identische Bezeichnung „Staatsanwalt“ wiedergeben kann) war die Seele der Verwaltung. „Wenn Sie wüßten, schreibt er an seinen Freund und Verleger Nicolai, in wie viel Küchen ich untereinander kochen muß, und was es für Arbeit fordere, wenn man in einem kleinen Staat *maitre Jaques* ist [s. *Molières Avare*], Sie würden nichts mehr von mir fordern.“

Aber gerade in dieser vielseitigen Tätigkeit fand Möser's schöpferischer Geist den Stoff zu seinen mannigfachen Reformplänen und gemeinnützigen Einrichtungen, und dem Wunsche, „die nützlichen Wahrheiten, die [ihm] von der täglichen Erfahrung an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringende Art zu predigen,“ verdanken die Patriotischen Phantasien ihre Entstehung.

Patriotisch durfte sie Möser wohl nennen. Sie sind es im schönsten Sinne des oft mißbrauchten Worts. Sie beruhen auf der gründlichsten Einsicht in die Bedürfnisse und die wirtschaftlichen Zustände des Landes, in dessen Geschichte, Volkstum, Brauch und Art und sind durchdrungen und beseelt von tiefem Heimatgefühl. Dabei zeigen sie eine Größe der politischen Auffassung und eine Kraft der Initiative, die einzig sind in einer Zeit, wo die deutsche Literatur dem öffentlichen Leben fremd oder kühl gegenüberstand. Justus Möser's Patriotismus ist tatkräftige Arbeit zum Wohl und Nutzen des Vaterlands.

Den Ernst seiner Ideen umrankt Möser gern mit heitern Arabesken. „Verführt es nicht manchen, ein ernsthaftes Stück mit anzusehen, wenn es so zwischen den lustigen steht? Denken Sie selbst, ein ganzer Teil von lauter politischen *Räsonnemens*!“ (Briefe an Nicolai.) Und so trägt er seine „nützlichen Wahrheiten“ in immer neuen Formen und Einkleidungen vor und weiß, wie Lessing, auch solche Leser zu fesseln, denen der behandelte Gegenstand an sich gleichgültig ist. Überlegener Humor und scharfe Satire wechseln ab mit klarer historischer Darlegung, und seine schlagfertige Beweisführung macht, daß wir es dem geistvollen Publizisten aufs Wort glauben, daß er in frühern Jahren „mit Leidenschaft Advokat gewesen“ ist. Er erörtert das Für und das Wider seines Gegenstands, läßt Partei und Gegenpartei zu Wort kommen, stellt auch wohl in einem Aufsatz alles zusammen, was zur Verteidigung einer Sache vorgebracht werden kann, und überrascht dann den schon halb überzeugten Leser durch einen zweiten Artikel, worin er alle vorher angeführten Gründe glänzend widerlegt.

Der Vielseitigkeit der Darstellung entspricht die Fülle des Stoffs. In bunter Reihe folgen sich Untersuchungen über Schutzzoll und Freihandel, sorg-

fältig ausgearbeitete Entwürfe zur Errichtung von Kornhandlungsgesellschaften und Getreidelagerhäusern, zu einer Landesbank mit Depositenannahme und Scheckverkehr, anmutige kleine Erzählungen und satirische Briefe „einer Hofdame,“ „einer Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer,“ über den Juristenstil, der „im Ausdrucke sich beständig und ohne Not von der gewöhnlichen Menschengesprache entfernt,“ kulturgeschichtliche Studien, Abhandlungen über die Hanfa, den Verfall des Handwerks, die Adelsprobe, das Duell, die Wellenlinie, „die zur Zeit alle schönen Gesellschaften in Aufmerksamkeit und Bewunderung setzt,“ und „die heutige Politik der einander nachseuernden Nationen, die darinn bestehet, daß die eine für der andern schönere, bessere und wohlfeilere Waren zu verfertigen und damit den auswärtigen Markt zu gewinnen und zu erhalten sich bemühet.“

Warum aber tragen diese Schriften, die so ganz im wirklichen Leben stehen, die in der klaren Sicherheit ihres Stils die schwierigsten Verfassungs- und Verwaltungsfragen jedem Leser klar machen, den Namen Phantasien?

Möser gab ihnen diesen Titel in dem Gedanken, daß von all den Plänen und „politischen Verbesserungen,“ die ihm am Herzen lagen, nur die wenigsten zur Verwirklichung kommen würden. „Ein Projekt, das nicht wird ausgeführt werden,“ so überschrieb er, ohne jeden andern Titel, einen seiner Aufsätze. „Aber, meint er, es ist hart, sich des Vergnügens begeben zu sollen, dann und wann ein glänzendes Projekt zu machen. Wir wollen also immerhin in unsern Forderungen gegen die deutsche Nation unerschrocken fortgehn.“ Ehe aber die zweite Auflage erschien, konnte er schon mit froher Genugtuung an Nicolai schreiben: „Gott sei Dank, ich habe manches durchgesetzt, was andern unmöglich schien. Sehr viele Stücke in den Phantasieen könnte ich mit den darauf erlassenen Landesordnungen belegen oder durch die darnach gemachten Einrichtungen erläutern.“

Der geniale Organisator mußte seine kühnen Ideen den engen Verhältnissen des Hochstifts Osnabrück anpassen. Aber wie fest er auch auf dem Boden seiner westfälischen Heimat stand, sein klarer Blick drang weit hinaus über die Schranken seines Wirkens und seines Jahrhunderts. Viele seiner Phantasien sind jetzt Wirklichkeiten geworden, die Schwurgerichte („Ist es billig, daß Gelehrte die Criminalurtheile sprechen“), die schönen Ziele und Einrichtungen des Anwaltsvereins („Vorschlag zu einem besonderen Advokaten-collegio“), die Selbstverwaltung der Gemeinden („Sollte man nicht jedem Städtgen seine besondere politische Verfassung geben?“), die schon erwähnten Kornhäuser („Vorschlag zu einer Kornhandlungsgesellschaft auf der Weser“), die Alters- und Invaliditätsversicherung. „Wäre es nicht billig, eine Invalidencasse vor bejahrte Bediente zu stiften? Was kann eine Obrigkeit abhalten, eine solche Anstalt zu treffen?“ fragt er, und er stellt ungefähr eine Berechnung der Einzahlungen und Jahresrenten auf. Eine Stelle dieses Aufsatzes wird allerdings die moderne Hausfrau für veraltet erklären: „Eben dieses könnte in Ansehung der weiblichen Dienstboten Statt haben. Und wie manche Herrschaft würde diesen Fürschuß nicht für ihre Dienstboten gern thun, wenn diese sich dagegen des Kaffees und Thees freywillig enthalten wollten.“

Um andre Fragen, die Möser aufwirft und nach seiner Art mit Gründen und Gegengründen erörtert, wagt heute noch der Kampf der Meinungen. „Was muß die erste Sorge zur Bereicherung eines Landes seyn? Die Verbesserung der Landwirtschaft oder die Ausbreitung der Handlung? Womit muß der Anfang gemacht werden?“ Möser's Standpunkt in diesen Fragen läßt sich jedoch ohne eine Darlegung der damaligen Zoll- und Ausfuhrverhältnisse nicht veranschaulichen.

Im neunzehnten Jahrhundert erst schlug die deutsche Geschichtschreibung die Bahnen ein, die „der Führer in Geschichte und Bürgertugend,“ wie Stübe Möser nennt, dem künftigen Historiker in großen Zügen vorgezeichnet hat. Aus „den wahren Bestandtheilen der Nation, den gemeinen Landeigenthümern,“ soll deutsches Genie und deutscher Fleiß den Körper bilden und nicht nur „das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken.“ „Die Geschichte der Religion, der Rechtsgelchrtheit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften ist von der Staatsgeschichte unzertrennlich,“ und „der Historienmaler“ muß „das Costüme der Zeiten,“ Geseze und Gewohnheiten, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Rechte und Begriffe, Sprachen und Meinungen „in ein vollkommenes fortgehendes Gemälde bringen.“ „Ich sehe das hohe Ideal wohl, wohin die Geschichte mit der Zeit gebracht werden kann; wer es erreicht, dem will ich von ganzem Herzen Glück wünschen.“

Eine allgemeine deutsche Biographie, wie wir sie jetzt in schöner Vollendung haben, durfte Möser nicht planen noch hoffen, denn „Deutschland macht kein recht vereinigtcs Ganze aus . . . und folglich stehen diejenigen Personen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen oder auch sonst in stiller Größe leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte wie in England oder Frankreich, und der Ruhm eines verdienten Mannes wird mit ihm bald in die Grube sinken, wenn er auf einen solchen Biographen warten soll, wie die Engländer und Franzosen haben.“ Aber er entwarf den Plan zu einer westfälischen Biographie, die für Westfalen das werden sollte, was Siliencron und Begeles großes Werk für Deutschland geworden ist, und forderte alle Kenner und Liebhaber auf, Nachrichten und Beiträge einzuschicken, die vorerst zu treuer Hand aufbewahrt werden sollten. Dieses Unternehmen blieb jedoch eines der Projekte, „die nicht sind ausgeführt worden.“

Über die Berechtigung des Duells gingen im Jahre 1786 die Ansichten ebenso auseinander wie heute. „Ob unsere Moralisten wohl thun, wenn sie der gekränkten Ehre das Recht, ihre Genugthuung durch einen Zweykampf zu fordern, ganz absprechen; ob die Fürsten durch ihre Geseze es jemals völlig aufheben werden; und ob es nicht weit besser seyn würde, dem unaufhaltbaren Strom sichere Ufer zu geben?“ — in diese Worte faßt Möser die Duellfrage, und er kommt zu dem Schlusse: „Man sollte den Zweykämpfen nur eine bessere Form geben.“ Es müsse „den Offizieren unter der strengsten Strafe verboten werden, daß keiner dergleichen eingehen sollte ohne Vorerkenntnis des Regiments. Hiedurch würden alle zweifelhaften Fälle, welche gewis die Hälfte, wo nicht zwey Drittel, ausmachen, sofort wegfallen. Dagegen aber würde ich

auch ein Gesetz fordern, daß, sobald das Regiment auf den Zweykampf erkannte, beyde Theile so lange kämpfen sollten, bis einer auf dem Platze bliebe; um der Leichtfertigkeit, womit manche zum Degen greifen, und sich wider ihre Absicht unglücklich machen, einigen Einhalt zu thun . . . Mir scheint der Zweykampf in obiger Form die letzte mögliche Einschränkung der Selbst-  
 rache zu seyn; und der Gesetzgeber muß zufrieden seyn, wenn er das Mögliche sicher erreicht hat."

Mösers Antwort konnte nur in diesem Sinn ausfallen. Das alte germanische Freiheitsgefühl, der trotzigste Unabhängigkeitsinn seines niedersächsischen Heimatlandes war mächtig in ihm, und „das Recht, uns selbst Recht zu schaffen,“ deuchte ihn „das edelste Kleinod der Freiheit.“ So erschien ihm auch das mittelalterliche Faustrecht „weit systematischer und vernünftiger als unser heutiges Völkerrecht, welches ein müßiger Mann entwirft, der Soldat nicht liebt, und der Stärkste verlacht.“ Auch andern Historikern wußte er seine Vorliebe für die Zeiten des Faustrechts mitzuteilen, „die Zeiten, worin unsere Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehreste körperliche Tugend und eine eigene Nationalgröße gezeigt hat.“ Immer und immer wieder kommt er darauf zurück, „daß in gewissen Fällen, wo die Ehre eines Mannes beleidigt ist, die Privat-  
 rache aller Gesetzgebung und allen Strafen trozt."

Die Ehre war für Möser das höchste Gut, die treibende Kraft im bürgerlichen Leben, „der mächtige Leitfaden der Menschheit.“ Aber eine gleiche Ehre für alle Stände wollte er nicht gelten lassen. Er war wenig damit einverstanden, daß der Reichstag von 1731 viele Leute „ehrlich“ gemacht hatte, die es vordem nicht waren, „Schäfer, Hirten und dergleichen Leute . . . beinahe alle Geschöpfe, die nur zwey Beine und keine Federn haben.“ Auch eine allgemeine Aufklärung war nicht nach seinem Sinn: „Der Pöbel ist doch überall Dohs, er hat zwey Hörner, den Aberglauben und die Intoleranz. Nimmt man sie ihm, so kann man ihn weder fassen noch anspannen, und läßt man sie ihm, so richtet er oft Unheil an. Indessen glaube ich doch, daß es besser sei, sie ihm zu lassen, als zu nehmen; nur muß man dafür sorgen, daß die Dohsentreiber ihre Hörner ablegen. Wenn die Aufklärung unsrer Zeiten es auch nur so weit bringt, daß die Regenten tolerant werden, so mag der Pöbel und was dazu gehört, immer stößig bleiben."

Mit dieser Auffassung, die des Lichtes helle Fackel nicht in die Hand des ewig Blinden geben wollte, stand Möser nicht allein. Sogar noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wollte Hebel, der doch aus dem Volke hervorgegangen war, das Volk nicht mündig gesprochen wissen, sondern unter wohlwollender Bevormundung der höhern Stände in seinen alten abergläubischen Anschauungen belassen. (Hebel, Beiträge zur Religionsphilosophie III.) Aber in Möser's sozialpolitischen Schriften spricht sich eine schroffe Härte gegen die Land- und Besitzlosen aus, denen er sogar die Wohltat einer Gesetzgebung, vor der alle Bürger gleich sind, nur widerwillig zugesteht.

Und sein Widerspruch gegen „die neumodische Menschenliebe, welche die Rechte der Menschheit über die bürgerlichen erhebt,“ gegen die „falsche Philosophie des Gesetzgebers, der zuletzt an jedem Menschen gleiche Rechte und

gleiche Würde erblickt" und „keine gelindern Mittel gegen die Hofgesessenen als gegen die Flüchtlinge anwendet," gehört nicht zu den Paradoxien, worin er sich zuweilen gefiel, ist nicht Ironie, sondern bitterer Ernst und der Ausdruck seiner innersten Überzeugung.

Diese erbarmungslose Härte in den Schriften des in Amt und Leben so gerechten und wohlvollenden Mannes läßt sich nicht beschönigen noch rechtfertigen. Zu erklären ist sie aus seiner historischen Anschauung, aus der tiefgewurzelten, leidenschaftlichen Vorliebe für die Rechtszustände der altgermanischen Vergangenheit. Das historisch Gewordne, auf dem Boden der alten sächsischen Verfassung organisch Erwachsne ist ihm auch das Richtige. Die „güldne Zeit" ist ihm die vortarolingische, da noch ein jeder von seinem Ackerbau ruhig und genüßlich lebte, der jüngere Sohn lieber auswanderte, als daß er „niederträchtig genug" war, als Knecht zu dienen, und der Unangesessene einem andern Recht unterworfen war als der Mann, der auf seinem eignen Hofe saß. Für Möser kommt vor allem der Kern des deutschen Volks, der hofgesessene Bauer, in Betracht, und gegen dessen Wohl und Gedeihen bedeutet es ihm nicht viel, ob von der Spreu der „Nebenwohner und Feuerleute" weniger oder mehr im Winde verweht. In seiner Schätzung des Bürgers und des „bloßen Menschen" steht er der antiken Anschauung näher als dem Jahrhundert der Aufklärung.

Es ist schwer einzusehen, warum einige Literaturhistoriker diese Auffassung, die alle Schriften Mösers durchdringt, mit schonender Behutsamkeit umgehen, oder alles, was sich dem Rahmen der Verherrlichung nicht bequem einfügen will, für Ironie erklären. Glaubte man vielleicht, an einem Manne, den Goethe so hoch gestellt hat, keinen Fehl noch Makel finden zu dürfen? Aber in dem Bilde dieses wahrhaften und aufrechten Charakters sollten auch die Schroftheiten nicht vertuscht sein. Er wollte das Beste seines Landes; aber wenn dem Realpolitiker, der immer mit den bestehenden Verhältnissen rechnete, die schwierigen Aufgaben der Volkswirtschaft nicht ohne Rest aufgingen, so trug er kein Bedenken, Bestandteile, die ihm von geringem Wert erschienen, „in die Brüche fallen zu lassen."

Möser hatte die Eigenschaften eines Staatsmanns in großem Stil. Von hohem Standpunkt aus hatte er den freien und kühnen Blick auf das Ganze gerichtet und war bereit, „großen Endzwecken große Opfer zu bringen." Unbeirrt durch die wechselnden Strömungen der Tagesmeinung verfolgte er seine Ziele, und ihm war auch die Gabe nicht versagt, für das, was er durchsetzen wollte, in besonnenem Abwarten und in diplomatischer Zurückhaltung die rechte Stunde und Gelegenheit herankommen zu lassen. Er wäre wohl angetan gewesen, seinen Namen wie in die Literaturgeschichte so auch in die Weltgeschichte einzuschreiben. Dem großen Staatsmann fehlte ein großer Staat.

